

Aus:

**GUNTHER GEBHARD, OLIVER GEISLER,
STEFFEN SCHRÖTER (HG.)**

Das Prinzip »Osten«

Geschichte und Gegenwart eines symbolischen Raums

November 2010, 180 Seiten, kart., 24,80 €, ISBN 978-3-8376-1564-7

Mit dem »Osten« ist weit mehr als nur ein geografisch verortbares Gebiet bezeichnet. Vielmehr handelt es sich hierbei um einen mit Bedeutungen aufgeladenen Raum, der die unterschiedlichsten Befindlichkeiten (von Sehnsucht bis hin zu Furcht) evozieren kann.

Die interdisziplinären Beiträge dieses Bandes nehmen anhand thematisch vielfältiger Phänomene die kulturellen, sozialen, politischen und räumlichen Kontextbedingungen in den Blick, denen die Entstehung und die – wenn auch dynamische – Verfestigung des »Ostens« als Raumparadigma zu verdanken sind.

Gunther Gebhard (Dipl.-Soz.) ist freier Lektor und Publizist.

Oliver Geisler (Dr. des.) ist Organisator der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für das Musikfest Erzgebirge.

Steffen Schröter (Dipl.-Soz.) ist freier Lektor und Publizist.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1564/ts1564.php

Inhalt

Vorwort | 7

Das ›Prinzip Osten‹ – einleitende Bemerkungen

Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen Schröter | 9

Im Bann des Raums.

**Der ›Osten‹ im deutschen Blick
vom 19. Jahrhundert bis 1945**

Benno Nietzel | 21

**Der Osten als Wiege einer Neuen Menschheit –
Russland als utopischer Ort**

Thomas Tetzner | 51

»Go down into the East End«.

**Zur symbolischen Topografie des
urbanen Ostens um 1900**

Jens Wietschorke | 77

**Der ›christliche Osten‹ oder: Wie der
Westen die Orthodoxie entdeckte**

Britta Müller-Schauenburg | 103

Typisch Balkan!

Dracula, Armut und Waisenhäuser

Sebastian Goll | 129

»Ich bin doch kein Dissident!«

**Die Dissidenten Osteuropas als eine
Erfindung des Westens?**

Marketa Spiritova | 145

Autorinnen und Autoren | 177

Vorwort

»Bruch-Zonen. Das Prinzip Osten« war das Projekt betitelt, in dessen Rahmen das *forum junge wissenschaft V* im Spätherbst 2009 stattfand. Zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des sogenannten Ostblocks, nach ›Wende‹ und ›friedlicher Revolution‹ sollte nicht dieses Ereignis selbst im Fokus stehen, sondern allgemeineren Fragen nachgegangen werden: Was meint man eigentlich, wenn man vom Osten und mehr noch: von ›typisch Osten‹ spricht? Warum haben so viele Regionen und Länder ihren ›Osten‹? Welche Bilder, Diskurse oder Praktiken sind mit dem Osten verbunden und stellen die Selbstverständlichkeit her, die es ermöglicht, dass man ohne spezifischere Bestimmung vom Osten sprechen und sich darauf verlassen kann, dass geteilte Affekte und Assoziationen evoziert werden? Die eine oder andere Antwort auf solche Fragen zu finden – oder auch neue, weitere Fragen zu stellen –, könnte, so die Idee dieses *forums*, auch dazu beitragen, die trotz Wiedervereinigung oder EU-Erweiterung zu verzeichnende erstaunliche Persistenz des Ostens zu verstehen.

Das *forum junge wissenschaft* ist als Veranstaltung gedacht, innerhalb der einerseits wissenschaftliche Debatten zwischen jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlichster kultur- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen stattfinden können, und zwar jenseits der Universität mit ihren spezifischen institutionellen Strukturen. Andererseits wird aktiv ein Dialog mit der Öffentlichkeit gesucht. Dass so etwas – in welchem begrenztem Maße auch immer – möglich ist, hat das *forum* inzwischen bereits zum fünften Mal bewiesen.

Selbstverständlich lässt sich eine solche Veranstaltung nicht ohne vielfältige Unterstützung durchführen. Zu nennen ist hier zunächst das *riesa efau. Kultur Forum Dresden*, das nicht nur mit der Motorenhalle einen hervorragenden Veranstaltungsort zur Verfügung stellte, sondern auch seine personellen und finanziellen Ressourcen mobilisierte, um diese Veranstaltung zu ermöglichen. Zu danken ist darüber hinaus dem Euro-

päischen Fonds für regionale Entwicklung und Ziel 3, dem Programm zur Förderung der grenzübergreifenden Zusammenarbeit zwischen dem Freistaat Sachsen und der Tschechischen Republik, deren finanzielle Unterstützung die Veranstaltung wie auch den vorliegenden Band erst ermöglichte. Insbesondere jedoch ist den Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes zu danken sowie Alexandra Schweiger und Christoph Kievelitz, die sich leider nicht mit einem Beitrag beteiligen konnten.

Dresden im September 2010

Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen Schröter

Das ›Prinzip Osten‹ – einleitende Bemerkungen

GUNTHER GEBHARD, OLIVER GEISLER UND STEFFEN SCHRÖTER

Nach weniger als fünf Sätzen von Jonathan Harkers Tagebuch über den Besuch bei Graf Dracula, die Bram Stokers 1897 erschienenen Roman *Dracula* eröffnen, findet man sich als Leser in einem semantischen Minenfeld wieder:

»3 May. Bistritz. – Left Munich at 8.35 p. m. on 1st May, arriving at Vienna early next morning; should have arrived at 6.46, but train was an hour late. Buda-Pesth seems a wonderful place, from the glimpse which I got from the train and the little I could walk through the streets. I feared to go very far from the station, as we had arrived late and would start as near the correct time as possible. The impression I had was that we were leaving the West and entering the East; the most Western of splendid bridges over the Danube, which is here of noble width and depth, took us among the traditions of Turkish rule.« (Stoker 2000: 3)

Auf die denkbar beiläufigste Art wird in diesem ersten Absatz des Romans eine Differenz konstruiert, die Stokers *Dracula* strukturieren wird: die Differenz zwischen dem Westen und dem Osten. Harker berichtet in ausgesprochen reduzierten Sätzen – die man eher in einem Telegramm erwartet als in einem Roman – von den Stationen seiner Reise nach Transylvanien. Sein Bericht mündet in die Aussage, dass er den Eindruck habe, den Westen zu verlassen und in den Osten zu gelangen. Diese Aussage ist allerdings durch nichts vermittelt. Sie steht gleichsam ›nackt‹ da. Wie der Eindruck entsteht, welche Beobachtungen ihn motivieren, wird nicht ausgeführt. Und doch scheint der Satz unproblematisch, ja nachgerade selbstverständlich zu sein. Weder das Konturlose des Eindrucks noch die im Vergleich zu den ersten Sätzen deutlich wahrnehmbare Ver-

änderung des Stils führen dazu, dass der Satz zu einem Fremdkörper wird. Das lässt sich vor allem darauf zurückführen, dass Harkers Eindruck auf der kulturell tradierten, diskursiv verfestigten Wahrnehmung einer Differenz zwischen Westen und Osten beruht; er ist somit für den Leser – zumindest für den westeuropäischen – ungewein anschlussfähig. Harker muss nicht ausführen, wie der Eindruck entstanden ist, weil der Leser weiß, was gemeint ist. Ob seiner Konturlosigkeit ist Harkers Eindruck aber nicht nur für den Leser am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sondern auch für den heutigen Leser verständlich. Auch Letzterer weiß mit der Differenz zwischen Westen und Osten etwas anzufangen und kann diese unter Rückgriff auf kulturell verbreitete Stereotype, aber auch eigene Erfahrungen konkretisieren.

Was man in dieser Anfangspassage von Stokers *Dracula* exemplarisch beobachten kann, ist das Wirken dessen, was im vorliegenden Band als ›Prinzip Osten‹ gefasst wird. Man sieht, dass es sich beim ›Osten‹ weniger um einen geografischen Begriff handelt. Streng genommen – der Osten als Bezeichnung für eine Himmelsrichtung – verändert sich der Osten mit der jeweiligen räumlichen Position, die man einnimmt. Dass man in den Osten gelangen könne, wie die Formulierung Harkers nahelegt, ist daher – zumindest in dieser Perspektive – unmöglich. Mit dem ›Prinzip Osten‹ ist vielmehr etwas angesprochen, was man zunächst als einen mit Bedeutungen aufgeladenen Raum bezeichnen könnte, der sich beinahe überall befinden kann.

Räume sind, das ist spätestens im Rahmen des ›spatial turn‹ (allgemein dazu u. a. Döring/Thielmann 2008; Gotthard 2005) umfassend diskutiert worden, keineswegs einfach bestimmbare, durch irgendwelche natürliche Grenzen definierte Gebiete. Vielmehr sind Räume Effekte unterschiedlichster sozialer Praktiken. Grenzen werden markiert, geschützt und überschritten oder auch im Rahmen einer sozial wie technisch überaus voraussetzungsvollen und abstrakten Technologie kartografisch bestimmt und gezogen.¹ Räume werden erschlossen, sei es durch Reisen

1 Vgl. für die Geschichte der Grenzziehung zwischen Europa und Asien beispielsweise Cecere 2006. Sie betont, dass die Geografie eine keineswegs rein auf die Erkenntnis gerichtete Wissenschaft war (und ist), da die Kartierung in politische Prozesse eingebunden war und nicht selten als Basis der Durchsetzung von Macht- und Gebietsansprüchen diente. Deutlich wird hier auch, ohne dass Cecere in ihrem Beitrag explizit darauf hinweisen würde, die Kontingenz der Grenzziehung.

oder etwa durch Eroberung. Und nicht zuletzt werden Räume diskursiv hervorgebracht, denn erst in Diskursen werden Gebiete, Landschaften etc. mit Bedeutung versehen und erst so werden sie zu Räumen.

Auch ›der Osten‹ lässt sich als Effekt solcher Praktiken und Diskurse beschreiben. Der Grund, dass hier jedoch anstatt von einem Raum vom ›Prinzip Osten‹ gesprochen wird, liegt darin, dass dem ›Osten‹ das bestimmbare Gebiet und mithin die Grenze fehlt. Osten kann nahezu überall sein: Der Osten kann in Tschechien, Polen oder in Russland, im Orient, in China oder in der Mongolei liegen, der Balkan kann ebenso zum Osten gehören wie der Osten Enklaven mitten im Westen – nämlich im Osten der eigentlich im ›Westen‹ liegenden Stadt – haben kann. Mitte des 19. Jahrhunderts konnte man von Deutschland aus Polen als den Osten wahrnehmen, während man sich in ebendiesem Polen zur gleichen Zeit dem Westen zurechnete und Russland als den Osten konzipierte. Und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts konnte im Westen die Figur des Dissidenten des Ostblocks prominent werden, während sich ebendiese Dissidenten selbst als Mitteleuropäer verstanden (und darüber hinaus auch noch mit dem Begriff des Dissidenten ihre Probleme hatten). Wo der Osten liegt, was er ist, ist mithin in erster Linie ein Frage der (kollektiven) Wahrnehmung.

Ein zweiter Aspekt, der nahelegt, davon Abstand zu nehmen, den Osten kategorial primär als Raum zu bestimmen, ist, dass die Rede vom Osten in der Regel nicht nur räumliche Assoziationen evoziert, sondern zumindest implizit auch auf Merkmale – wie etwa Kultur, Zivilisation, die Ursprünglichkeit des Lebens etc. – rekurriert, die als Zuschreibungen nur auf Menschen, Akteure, Bevölkerungen passen.

Will man sich also dem Phänomen ›Osten‹ annähern, müsste man versuchen, die Motivgeschichte des Ostens aufzuschlüsseln und die prinzipiellen Strukturen dieser Motive zu analysieren. Dabei zeigt sich hinsichtlich des Ostens eine dominante Konstellation, nämlich, dass mit ihm immer die Ambivalenz von Bedrohung und Verheißung verbunden ist. Darüber hinaus ließe sich als ein weiteres Merkmal bestimmen, dass viele der Grundmotive, die die Diskurse durchziehen und den Praktiken zugrunde liegen, für die Wahrnehmung als Bedrohung gleichermaßen verantwortlich sind wie für Faszination und Verheißung. Diese Überlegung soll im Folgenden anhand zweier Beispiele kurz illustriert werden.

Zunächst ließe sich eine Denkfigur anführen, die auf den Raum abstellt und sich, insofern sie in den unterschiedlichsten Kontexten auftaucht, historisch zu einem Raumparadigma verdichtet: Eines der dominanten mit dem Osten verbundenen Motive, das die Wahrnehmung des Ostens als

ebenso bedrohlich wie verheißungsvoll strukturiert, ist das der Leere und Weite. Emphatische Verweise auf die ›unendlichen‹ und ›unberührten‹ Weiten Russlands oder wahlweise etwa auch der Mongolei finden sich bis heute in Reiseführern. Die Faszination einer (scheinbaren) Ursprünglichkeit, eines noch nicht von der Zivilisation ›verdorbenen‹ Raumes – ein traditionsreiches Gegenbild zum eigenen Westen – feiert in solchen Formulierungen fröhliche Urstände.² Ambivalent werden solche Bilder, wenn sie sich mit der Vorstellung der Steppe verbinden, die selbst wiederum ein typischer Topos der Rede vom Osten ist: »Ähnlich wie ›der Westen‹ von einer überaus geschichtsmächtigen Meistererzählung getragen wird, der der frontier, sattelt ›die Steppe‹ auf dem Großnarrativ von ›Ost und West‹ auf.« (Kliems/Mesenhöller 2009: 30) Hier, in dieser »zivilisatorische[n] Exterritorialität« (ebd.), scheint alles möglich. Ihre Leere erscheint als bedrohlich, weil sie die Möglichkeit enthält, dass man von ihr verschlungen und vernichtet wird. Gleichzeitig eignet der Steppe das Moment der Reinheit, sodass sich der Raum als »Kampf-, Erprobungs- und Gründungsraum« (ebd.) darbietet. Diese Konstellation der Gleichzeitigkeit von Vernichtung und Neuschaffung findet sich schließlich in Narrationen wieder, in denen in erster Linie die Bedrohlichkeit des Ostens deutlich wird: in Kriegs- und Gefangenschaftserzählungen der unterschiedlichsten Russlandfeldzüge. Hier wird, wie Karl Schlögel am Beispiel des heute weitgehend vergessenen Erfolgsautors Edwin Dwinger verdeutlicht, ein Raum aufgespannt, »der für Millionen zum alles entscheidenden Schauplatz geworden ist: zum Kampf um Leben und Tod, zum Ort einer Lebenserfahrung, deren Intensität aus der Nähe zum jederzeit möglichen Tod herrührt« (Schlögel 2006: 70). Jedoch ist die Erfahrung des jederzeit möglichen Todes wohl nicht das Spezifische – insofern man diese auch auf anderen Schlachtfeldern machen konnte –, sondern der Umstand, dass sie mit der Unbeherrschbarkeit des Raumes zusammenhängt. Anders als die Narration des Stellungskrieges, die nicht selten, wie bei Jünger, auf die Technik abstellt, steht die Bedrohung hier mit dem Raum, seiner Weite, seiner Unwirtlichkeit in engem Zusammenhang. Man mochte zwar auch aus den ›Stahlgewittern‹ einen neuen Menschen hervorgehen sehen. Dieser jedoch entsteht in der Konfrontation mit einer Errungenschaft der

2 Gregor Thum (2006: 201–208) zeigt dies z. B. an der in Deutschland nach 1945 ausgesprochen populären Literatur über den sogenannten ›deutschen Osten‹, in der der Osten als »konservative[s] Traumland« (ebd.: 207) konzipiert wurde.

Zivilisation – der Maschine –, während der neue Mensch, der im Osten geboren wird, das Produkt einer ursprünglichen, geradezu präzivilisatorischen Grausamkeit ist. »Der Osten wird so zur Schule der Grausamkeiten und der Verrohung, eines Naturzustandes«, gleichzeitig jedoch zum »Ort der Wiedergeburt und der Initiation eines neuen Menschenschlages, der für die kommenden Auseinandersetzungen gerüstet ist« (ebd.: 72 f.).

Als zweites Beispiel soll auf die metaphorische Ebene der Rede vom Osten verwiesen werden. Will man sich der Geschichte und Analyse der mit dem Osten assoziierten Metaphern widmen, kommt man zumindest um eine dominante nicht herum: die der Flut. Auch in der Verwendung dieser Metapher lässt sich die Differenz von Bedrohung und Verheißung beobachten.

Die Flutmetapher in Verbindung mit dem Osten ist alt: Spätestens im 16. Jahrhundert taucht sie im Kontext der kriegerischen osmanischen ›Westerweiterung‹ auf. Mit der ›türkischen Flut‹ (vgl. Wippermann 2007: 34) verbindet sich ein Sujet, das sich über Jahrhunderte durchhält: Geradezu entgegengesetzt zum Raumparadigma des Ostens mit seiner ebenso bedrohlichen wie faszinierenden Leere bzw. Weite wird der Osten hier als Quelle unüberschaubarer und zumindest potenziell feindlicher³ Menschenmassen vorgestellt. Jedoch sind auch die Konnotationen der Flut selbst ambivalent: Mit ihr lässt sich ebenso die Hoffnung verbinden, dass sie alte, überkommene Ordnungen ›wegspülen‹ mag (vgl. Theweleit 1993: 238). So eingesetzt, löst die Flutmetapher nicht nur einfach positive Assoziationen aus; vielmehr zeigt sich dann auch wieder das für die Rede vom Osten typische Motiv des Neubeginns bzw. der Neugründung.

Weitere metaphorische Anschlüsse finden sich dann insbesondere in der Semantik des Damm(bruch)s oder aber – umgekehrt – des zum Schutz gegen die Fluten zu errichtenden Bollwerks. Wie der Osten selbst, so ist auch die Metapher der Flut aufgrund ihrer Offenheit hochgradig anschlussfähig, was ein Grund dafür sein mag, dass sie im 20. Jahrhundert eine Dauerkonjunktur erlebt. Die Semantik der ›roten Flut‹ – die selbstverständlich aus dem Osten ›heranrollte‹ –, wie sie insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg im Deutschland der 1920er Jahre verbreitet

3 Potenziell feindlich deshalb, weil die ›Fluten‹ aus dem Osten nicht zwingend in konkret kriegerischer Absicht ›heranströmen‹. Hinreichend bedrohlich, um Identitätspolitik betreiben und Abschottungsfantasien evozieren zu können, sind beispielsweise heutzutage die ›Fluten billiger Arbeitskräfte aus dem Osten‹ allemal.

war (dazu ausführlich Theweleit 1993: 236 ff.), war auch noch – vor allem aufseiten konservativer Parteien – in den 1950er Jahren plausibel (vgl. Wasmund 1986). Die jüngere Vergangenheit erweiterte den Gefahrenraum um den Süden (ohne dass dieser sich zu einem ähnlichen Raum- und Diskursprinzip verdichtet hätte wie der Osten): Die ›Asylan-tenfluten‹ der 1980er und 1990er Jahre kamen nun nicht mehr (nur) aus dem Osten.⁴

Der Grund dafür, dass sich das Flutmotiv so hervorragend mit dem Osten verbindet, dürfte darin zu suchen sein, dass es – gleichwohl inhaltlich entgegengesetzt – hinsichtlich eines entscheidenden Aspekts mit dem Raumparadigma des Ostens konvergiert. Obwohl die Leere des Raums der Masse gegenübersteht, treffen sich beide Motive im Moment der Unbeherrschbarkeit und der Überwältigung. Ebenso wie die Leere stellt die Flut Ordnungsfantasien infrage; beide machen die Kontingenz der eigenen Ordnung deutlich, und deshalb lassen sich mit beiden ebenso Bedrohungsszenarien wie Erneuerungs- und Wiedergeburtshoffnungen oder utopische Projekte verbinden.⁵

-
- 4 Insbesondere Jürgen Link hat diese ›Flut‹ im Rahmen der an die Diskursanalyse Foucaults anschließenden Kollektivsymbolanalyse eingehend untersucht (vgl. etwa Link/Parr 2007).
 - 5 Gewissermaßen als Komplementärmetapher zur Flut ließe sich – wenn auch in einem ganz anderen Medium operierend – die eng mit dem Osten verbundene Metapher des Lichts verstehen. Das Christentum richtete seinen Blick nach Osten, der Richtung der aufgehenden Sonne, einer Richtung, die mit Heilserwartungen verknüpft wurde. Dass sich damit – wenngleich auf unterschiedliche Weise – die Verheißungen einer (bzw. verschiedener) Utopie(n) verband(en), liegt nahe. Ob in nach Osten gewandten, religiös fundierten Philosophien oder den zahlreichen, mehr oder weniger esoterischen Hinwendungen zu östlichen Religionen, die das 19. und vor allem das 20. Jahrhundert durchziehen – was diese Bewegungen (auf einer sehr allgemeinen Ebene) eint, ist eine Faszination für das mit dem Osten assoziierte Reine, Ursprüngliche, verbunden mit Rückkehr- oder Neubeginnhoffnungen, die selbstverständlich keineswegs frei von antizivilisatorischen Affekten sind. Aber auch jenseits des Feldes des Religiösen hatte die Lichtmetapher ihre Konjunkturen. Enlightenment, Lumières – eine ganze Epoche eignete sich die Lichtmetapher an (vgl. z. B. Im Hof 1995: 11 ff.) und machte nicht zuletzt auf diese Weise ihre konkurrierenden Ansprüche auf eine geltende Weltdeutung deutlich. Dass die Lichtmetapher auch hier nicht autonom wurde, sondern

Die mit dem Osten verbundenen Motive, von denen zwei hier exemplarisch und kurz dargestellt wurden, weisen eine Persistenz auf, die es als gerechtfertigt erscheinen lässt, von einem ›Prinzip Osten‹ zu sprechen. Es geht dabei – das werden die Beiträge, die in diesem Band versammelt sind, zeigen – grundsätzlich um ein Denkprinzip, mit dem etwas – ein kaum klar zu spezifizierender Raum, aber auch eine je konkrete Gruppe von Menschen – begrifflich verfügbar gemacht und symbolisch aufgeladen wird. Prinzipiell bleibt das ›Prinzip Osten‹ notwendig auf die Differenz zwischen Osten und Westen bezogen; bestimmt werden die beiden Seiten der Unterscheidung dadurch, dass ein jeweils spezifisches Bild vom Osten konstruiert wird. Dieses Bild mag historisch, sozial und kulturell variabel sein, einige Motive lassen sich aber beobachten, die nahezu notwendig mit dem Osten verbunden sind: die Weite und die Leere, das Ursprüngliche, Authentische, Echte, Naturnahe und das Unzivilisierte, Ungezügelmte, Barbarische. Durch auf den ersten Blick unscheinbare semantische Verschiebungen – etwa zwischen Weite und Leere – werden mit den Bildern gleichzeitig Wertungen transportiert, die den Osten aber auch zu mehr machen als nur einem Denkprinzip. Denn die Motive und die mit ihnen transportierten Wertungen rufen spezifische Affekte hervor, die ausgesprochen unterschiedliche Haltungen dem Osten gegenüber nahelegen. Dass der ›Osten‹ sowohl Verheißung als auch Bedrohung hervorrufen kann – was sich etwa in den einander diametral gegenüberstehenden formelhaften Aussagen ›ex oriente lux‹ und ›ex oriente furor‹ zeigt –, lässt sich mithin auf den semantischen Spielraum zurückführen, den die mit ihm verbundenen Motive eröffnen. Die derart hergestellte Offenheit, die Ambivalenz der Rede vom Osten ermöglicht somit unterschiedlichste Anschlüsse, für politische Instrumentalisierung ebenso wie für utopische Projekte verschiedenster (z. B. religiöser oder philosophischer) Art, mit Konsequenzen, die weit in in die alltägliche Lebenswelt hineinreichen und oft so unkontrollierbar sind wie es der Osten selbst zu sein scheint. Spricht man vom Osten, befindet man sich mithin in einem ›verminten Gebiet‹.

mit dem Osten verbunden blieb, lässt sich etwa bei Schiller nachlesen (vgl. Golz 2004: 394 f.).

Zu den Beiträgen des Bandes

Eine zentrale Rolle spielte der Osten in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Ausgehend von den polnischen Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts, in deren Zuge großflächige polnische Gebiete in den preußischen Herrschaftsbereich eingegliedert wurden, nimmt der Text von Benno Nietzel die zwischen Bedrohung und Verheißung oszillierende Geschichte der deutschen Wahrnehmung des Ostens in den Blick. Während seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst noch das Problem der Integration der polnischsprachigen Bevölkerung in den preußischen Staat bzw. in das Deutsche Kaiserreich im Vordergrund stand, veränderte sich die deutsche Wahrnehmung des Ostens im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Diese Veränderung ist vor allem vor dem Hintergrund des vermeintlichen Vordringens des Russischen Zarenreichs nach Westen und des absehbaren Scheiterns der deutschen Kolonialpolitik in Übersee zu sehen. Der Osten wurde angesichts dessen einerseits als eine Art Pufferzone gegen die Gefahren, die aus dem Osten drohten, und andererseits als Kolonialgebiet interessant, das ›Lebensraum‹ und nahezu unerschöpfliche Ressourcen bot. Dieses Interesse am Osten schlug sich unter anderem im Aufstieg raumbezogener Wissenschaften wie der Geografie und in der Etablierung neuer Disziplinen wie der ›Ostforschung‹ nieder. Die in diesem Kontext entwickelten Begrifflichkeiten – u. a. das Konzept des deutschen Volks- und Kulturbodens – waren prägend für das Bild, das sich weite Teile der (politischen) Öffentlichkeit vom Osten machten. Auch die Nationalsozialisten schöpften aus dem Fundus der Ostforschung. Die Eroberung von Lebensraum im Osten war einer der wichtigsten Bestandteile der NS-Ideologie und die Grundlage für eines der dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte, die Besatzungs- und Vernichtungspolitik in Osteuropa.

Dass der Osten in der russischen Intelligenzija des 19. und 20. Jahrhundert als Projektionsfläche für Utopien diene, macht Thomas Tetzner in seinem Beitrag deutlich. Seine Ausgangsüberlegung ist, dass sich eine prinzipielle Differenz zwischen einem ›utopischen Osten‹ und einem ›realistischen Westen‹ beobachten lässt. Diese Differenz war nicht notwendig im Sinne einer Dichotomie gedacht: Setzte man einerseits Hoffnungen auf die moderne Technik, so lehnte man andererseits die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung mit ihrer grundlegend profitorientierten und egoistischen Haltung ab. Thomas Tetzner entfaltet anhand einiger für diesen Diskurs zentraler Autoren – etwa Berdjajew, Dostojewskij, Herzen oder Solowjew – die These, dass diese Ost-West-Differenz prinzi-

piell religiös fundiert ist. Ob in der Klassifizierung des Bürgertums als antichristlich oder in der Hoffnung auf eine sich im Diesseits verwirklichende Gottmenschheit – die Differenz bedient sich immer des Rekurses auf die (christliche bzw. christlich-orthodoxe) Religion. Und noch in der russischen Sozialdemokratie und unter den späteren Bolschewiki wirkten solche Ideen fort. Gott nicht zu suchen, sondern ihn zu schaffen, war das utopische Projekt: Ein organisatorisch vereintes und mit einem kollektiven (Klassen-)Bewusstsein ausgestattetes Proletariat ließ sich als die Verwirklichung Gottes vorstellen.

Wie der Beitrag von Jens Wietschorke zeigt, kann das ›Prinzip Osten‹ auch auf Gebiete ausgreifen, die mitten in Westeuropa liegen. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert wurden im Zuge der Industrialisierung und der damit einhergehenden Urbanisierung die östlichen Teile der westeuropäischen Städte zu sozialen Brennpunkten. In Städten wie London oder Berlin kam es zu einer scharfen sozialen und räumlichen Trennung zwischen den Gebieten im Westen, in denen vornehmlich gut situierte Bürgerliche lebten, und denen im Osten, die vor allem von der Arbeiterschaft geprägt waren. Die zahlreichen Beschreibungen dieser östlichen Gebiete – sei es in Romanen oder Erzählungen, sei es in Form von Reportagen – zeichneten ein Bild des Elends und der verrohten Sitten. Indem sie für den ›Osten‹ typische Topoi aufgriffen, sorgten sie dafür, dass aus den östlichen Stadtgebieten der ›Osten‹ der großen Städte wurde. Im Zentrum des Beitrages von Jens Wietschorke steht die bürgerlich-evangelikale Settlementbewegung, die am Beispiel des Londoner Settlements Toynbee Hall, des Hamburger Volksheims und der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost vorgestellt wird. Die Settlementbewegung formierte sich am Ende des 19. Jahrhunderts, um die Gräben zu überbrücken, die zwischen dem Westen und dem Osten der Städte entstanden waren. Sie wurde von gebildeten und sozialreformerisch engagierten Bürgerlichen getragen, die sich, angetrieben von einer eigentümlichen Spannung zwischen Abscheu und Faszination, im Osten der Städte ansiedelten und versuchten, der ansässigen Bevölkerung etwa mit Bildungsangeboten zum sozialen Aufstieg zu verhelfen.

Wenn von östlicher Religiosität die Rede ist, dann werden, so die Ausgangsthese des Textes von Britta Müller-Schauenburg, die genuin asiatischen mit den christlich-orthodoxen Religionen oft zu vorschnell zu einer ›allgemeinen östlichen Religiosität‹ vermengt. Beide Formen von Religiosität wurden vom Westen in den 1960er und 1970er Jahren, in der Zeit der gen Osten gerichteten großen (religiösen) Suchbewegungen, (wieder-)entdeckt. Und doch gestaltete sich die – auch theologische – Ausein-

andersetzung mit den christlich-orthodoxen Religionen des Osten oftmals schwieriger als die mit den asiatischen Religionen. Das lässt sich, so zeigt Britta Müller-Schauenburg, darauf zurückführen, dass die christlich-orthodoxe Religiosität teilweise für Reflexion unzugänglich zu sein scheint. Basale Momente der christlich-orthodoxen Religiosität – etwa die ›religiöse Erfahrung‹, die sich beispielsweise beim sogenannten ›Herzenseget‹ einstellt – sind mit dem westlichen Christentum kaum vereinbar. Der Beitrag zeichnet die Geschichte der Wiederentdeckung des ›christlichen Ostens‹ nach und stellt mit den orthodoxen Theologen Vladimir Lossky, Johannes Meyendorff und Alexander Schmemmann drei Schlüsselautoren vor, die einerseits die Orthodoxie im Westen bekannt gemacht haben, andererseits aber auch die theologischen Debatten in der christlichen Orthodoxie stimulierten.

Der Geschichte und der Aktualität des Balkanismus – ein Begriff, mit dem Maria Todorova die westeuropäische Wahrnehmung Südosteuropas gefasst hat – widmet sich der Text von Sebastian Goll. Mit Todorova argumentiert er, dass sich spätestens mit den Balkankriegen 1912 und 1913 ein spezifisches Bild des Balkans herauszubilden begann, das vor allem die vermeintliche Gewalttätigkeit und Unzivilisiertheit der Südosteuropäer prononcierte. Die Balkanländer wurden fortan als das kulturelle, soziale und politische Andere Westeuropas wahrgenommen. Auch wenn die Differenz zwischen Westeuropa und dem Balkan in der Zeit des Kalten Krieges in den Hintergrund trat, war das Bild des Balkans erstaunlich persistent. Das zeigte nicht zuletzt die westliche Wahrnehmung und Bewertung der Zerfallskriege in Jugoslawien. Diese dienten als Beleg für den rückständigen Charakter der südosteuropäischen Bevölkerungen. Der Beitrag von Sebastian Goll spürt dem im Zuge der Zerfallskriege in den 1990er Jahren erneut auflebendem Balkanismus in verschiedenen Bereichen – vor allem in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen – nach und zeigt die Konsequenzen auf, die das medial verbreitete und verfestigte Balkanimage für die Staaten und Bevölkerungen nach sich zieht.

Im letzten Beitrag des Bandes geht Marketa Spiritova der Frage nach, ob die in Westeuropa bewunderte und gefeierte Figur des Dissidenten nicht letztlich eine Erfindung des Westens ist. Anhand von Ego-Dokumenten und Selbstzeugnissen tschechoslowakischer Intellektueller zeigt sie, dass diese einerseits die Bezeichnung Dissident oft als unpassende Fremdzuschreibung durch westliche Intellektuelle, Politiker und Massenmedien empfanden und empfinden, die weder der Heterogenität der zivilgesellschaftlichen Bewegungen im sogenannten Ostblock gerecht wird

noch der Differenziertheit der individuellen Lebenswege und -entwürfe. Gleichwohl nutzte das KPČ-Regime den Begriff des Dissidenten, um Regimegegner zu diffamieren – mit weit reichenden, den Alltag und die konkrete Lebenswelt betreffenden Konsequenzen. Andererseits verwehren sich die tschechoslowakischen Intellektuellen gegen ihre Situierung im Osten bzw. Osteuropa, sind sie doch in ihrer Selbstwahrnehmung historisch, geistig, kulturell und nicht zuletzt geografisch Mitteleuropäer. Einmal mehr zeigt sich, dass die Frage, ob man sich im Osten befindet und wo der Osten liegt, in hohem Maße standortabhängig – und mithin kontingent – ist, abhängig von divergierenden Zuschreibungen und den (politischen, intellektuellen oder kulturellen) Praktiken der verschiedensten Akteure.

Der vorliegende kleine Band zeigt verschiedene und durchaus heterogene Facetten der Forschung zum Osten. Zwar können im Rahmen der vorliegenden Beiträge immer nur einige Aspekte der umfangreichen Forschungsarbeiten der Autorinnen und Autoren präsentiert werden. Jedoch macht die Zusammenstellung die Bandbreite und Komplexität des Phänomens zumindest ansatzweise deutlich. Vor allem aber soll der Band dazu anregen, über den gut erforschten westlichen und insbesondere deutschen Blick auf den Osten hinaus auch die Eigengeschichten des Ostens im Osten wahr- und ernstzunehmen und neben den meist im Fokus der Forschung stehenden politischen Praktiken und Diskursen auch die nach wie vor relevanten philosophischen, literarischen oder religiösen Debatten ebenso wie die von der Situierung im Osten betroffenen Menschen im Blick zu behalten (bzw. sie überhaupt erst in den Blick zu nehmen), deren Handeln, Alltag und Lebenswelt von diesen Zuschreibungen nicht unbeeinflusst bleibt.

Literatur

- Cesere, Giulia (2006): »Wo Europa endet. Die Grenze zwischen Europa und Asien im 18. Jahrhundert«. In: Christoph Dipper/Ute Schneider (Hg.), Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit. Darmstadt: Primus Verlag.
- Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hg.) (2008): Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript.

- Golz, Hermann 2004: »Der Antritt des neuen Jahrhunderts. Ein neues Schiller-Original oder ein Schiller-Apokryphon?« In: Martin Tamcke (Hg.), *Blicke gen Osten. Festschrift für Friedrich Heyer zum 95. Geburtstag*. Münster: Lit. S. 373–396.
- Gotthard, Axel (2005): »Wohin führt uns der ›Spatial turn‹? Über mögliche Gründe, Chancen und Grenzen einer neuerdings diskutierten historiographischen Wende«. In: Wolfgang Wüst/Werner K. Blessing (Hg.), *Mikro – Meso – Makro. Regionenforschung im Aufbruch*. Erlangen: Zentralinstitut für Regionalforschung. S. 15–49.
- Im Hof, Ulrich 1995: *Das Europa der Aufklärung*. München: Beck.
- Kliems, Alfrun/Mesenhöller, Matthias (2009): »Ein Kampf um Ordnung. Europa, die Steppe, die Leinwand und das Nichts«. *Behemoth. A Journal on Civilisation*. 2/2009. S. 29–44.
- Link, Jürgen/Parr, Rolf (2007): »Projektbericht: diskurs-werkstatt und kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie«. *Forum qualitative Sozialforschung*, Vol. 8, Heft 2, Mai 2007, verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/269/589>.
- Schlögel, Karl (2006): »Die russische Obsession. Edwin Erich Dwinger«. In: Gregor Thum (Hg.), *Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 66–87.
- Stoker, Bram (2000): *Dracula*. Hertfordshire: Wordsworth.
- Theweleit, Klaus (1993): *Männerphantasien*. Bd. 1: *Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Reinbek: Rowohlt.
- Thum, Gregor (2006): »Mythische Landschaften. Das Bild vom ›deutschen Osten‹ und die Zäsuren des 20. Jahrhunderts«. In: ders. (Hg.), *Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 181–211.
- Wasmund, Klaus (1986): »Die ›rote Flut‹. Zur politischen Ikonographie der fünfziger Jahre«. *Sozialwissenschaftliche Informationen: Geschichte Politik Wirtschaft*, 15. Jg., H. 2, S. 10–16.
- Wippermann, Wolfgang (2007): *Die Deutschen und der Osten. Feindbild und Traumland*. Darmstadt: Primus Verlag.